

Yussuf Assaf

Am vergangenen Sonntag, dem ersten warmen Frühlingstag dieses Jahres, unternahm ich eine Radtour durchs Mühlenbecker Land nördlich von Berlin. Unterwegs lud eine Scheune mit einem Schild „Trödel“ zu einer willkommenen Pause ein. Beim Stöbern entdeckte ich ein Album, kein altes Fotoalbum, sondern eines voller Ansichtskarten aus aller Welt.

Eine davon ließ mich lange innehalten: In sehr bunten Agfacolor-Farben zeigte das Foto eine wohlbekannte, wenn auch so von mir nie erblickte Szenerie: die Corniche von Beirut, palmengesäumt, das legendäre Hotel Palmyra mit seinem Swimming Pool direkt am Meer, dahinter weißleuchtende Hochhäuser, siebenstöckig, zwischen fliederfarbenen und rosig schimmernden osmanischen Villen in ihren wuchernden grünen Gärten.

Die Briefmarke mitsamt dem Poststempel auf der Rückseite war abgelöst, aber angesichts der Architektur mußte das Bild aus den frühen Siebziger Jahren stammen. Der Verfasser der Karte schwärmte seiner Berliner Großmutter vom süßen Leben in der libanesischen Hauptstadt vor und verkündete, in wenigen Tagen gehe die Reise nun weiter ins schöne Teheran.

Mit einem Wort: Diese Karte war eine Botschaft aus einer anderen Zeit, einer anderen Welt, einer Zeit und Welt, die definitiv und unumkehrbar vergangen ist.

Die liebliche Schweiz des Orients - der Libanon, eine Idylle? Damals mochte es noch so scheinen. Das Menschengewimmel am Märtyrerplatz von Beirut, die Bucht von Jounieh, die schönste und romantischste des ganzen Mittelmeers, der Duft nach Orangenblüten, wenn man sich Tripoli näherte, das umkränzt war von Orangenhainen, die aussahen, als habe Botticelli seinen „Frühling“ dort gemalt. In Wirklichkeit war die Lunte schon angezündet, die sich dann in kurzer Zeit zum Pulverfaß fraß.

In Wirklichkeit war der Libanon von damals nicht mit der Schweiz zu vergleichen, sondern eher mit dem Kuba Batistas, in dem bereits die Maische der künftigen Revolution gährte. Ein Paradies für reiche Leute, eine Klassengesellschaft, beherrscht von den Christen-, Sunniten- und Drusenclans auf ihren Hügeln, mit einer ärmlichen und ländlichen Schiiten-Minderheit im Süden. Der Oktober- bzw Jom-Kippurkrieg hatte weitere hunderttausende Palästinenser in die Flüchtlingslager in Südbeirut getrieben, die Linkskräfte solidarisierten sich mit ihnen, noch war der arabische Weg zum Sozialismus die beherrschende Ideologie der Region. Der allgegenwärtige syrische Geheimdienst schürte genüßlich die latenten Konflikte. Der Libanon war, was er immer war und immer sein wird: ein Spielball zynischer Mächte, die im

Machtvakuum des kleinen Staates nach Kräften intrigieren. 1975 dann entluden sich all die Spannungen zum Bürgerkrieg, der fünfzehn Jahre lang dauern sollte.

Aber jetzt, auf dieser Ansichtskarte, ist davon noch nichts zu ahnen. Noch ist der Libanon ein orientalischer Traum. Und diesen Traum beschließt ein deutsch-libanesisches Paar zu leben.

Unter dem Eindruck unserer ersten Begegnung beschrieb ich Simon Yussuf Assaf und seine Frau Ursula in meinem libanesischen Reisetagebuch „Das Tier das weint“ folgendermaßen:

*Ich studiere lange Assafs altes, gezeichnetes, müdes, gütiges, hoffnungsvolles, enthusiastisches, diszipliniertes Gesicht mit dem schönen dichten weißen Haar, dem kräftigen Kinn und den dunklen Hautpartien unter den Augen: Es sind Jaakobs „Drüsenzartheiten“! Immer fand ich dieses Thomas Mann'sche Wort ein ungeheuer evokatives Leitmotiv, auch wenn ich jene Drüsenzartheiten nicht wirklich sah, mir nicht ganz exakt vorstellen konnte, welche morphologische Beschaffenheit und Besonderheit nun darunter zu verstehen sei. Jetzt ist es mir klar: Diese zunächst wie beschattet, dann wie mit Kohlestift bemalt wirkende, erst dann als eine nicht nur in ihrer Farbe, sondern vor allem in ihrer Struktur und Konsistenz veränderte Hautpartie erkennbare Fläche, dieses Nachdunkeln wie von Fleisch, das zu lange an der Luft gelegen hat, diese Häufung von Alterspigmenten, dieses wie fadenscheiniges Tweed aussehende, dieses an ein welkes, getrocknetes Eichenblatt erinnernde Gewebe, diese mikroskopischen tektonischen Verwerfungen in Berggürtel und tiefe Täler, diese Kalke, Dolomite und Mergel aus Haut, dies alles sind Drüsenzartheiten wie die des weichen und sentimentalischen Patriarchen aus dem Josepshroman.*

*Neben ihm seine Frau mit dem langen, mädchenhaft offen getragenen, doch grauen Haar - diese höchst eigentümliche, höchst verwirrende Mischung aus erfahrungsschwerem, leidgeprüften Alter und füllentartiger Jungmädchenunschuld - in ihren gemeinsamen Büchern sind Photos von früher, als er ein orientalischer Beau war, aussah wie der junge Omar Sharif, als er Pan war, feurig und schwarzgelockt, wild, ein Held aus 1001 Nacht, und sie wie ein Kind wirkte, ein ganz junges, blondes, mondblaues Mädchen, das er entführt hatte – Europa auf dem Stier - oder besser, denn sie ist alles andere als einfältig: das ihn glauben gemacht hat, er habe es entführt, während in Wirklichkeit alle Initiative von ihr ausging.*

Europa und der Stier, der Faun und die Nymphe, Philemon und Baucis im Land von Adonis und Astarte: Ich muß an dieser Stelle vorausschicken, daß sich mir durch die Begegnungen mit den Assafs sogleich das Reale mit dem Mythischen verwob, die Zeiten und Epochen, unsere konkrete mit legendären und versunkenen, sich ineinanderschoben, und ich mit meinem ersten Besuch im Libanon im Januar 2003 mich ständig auf dem Terrain der Literatur so gut befand wie auf dem der Realität.

Was immer die junge Wissenschaftlerin, die zur anerkannten Übersetzerin Gibrans und Herausgeberin zahlreicher Anthologien mit Texten aus dem Libanon werden sollte, und der junge Theologe und Lyriker, der zum Programmassistenten und Symbol des Goethe-Instituts werden sollte – was immer sie sich zur Zeit ihrer Ankunft erträumt hatten: ein Leben zwischen Spiritualität und Wissenschaft, eine Synthese aus orientalischer *douceur de vivre* und westlicher Modernität – der Krieg warf alle Pläne und alle Träume über den Haufen. Es gibt eine verblüffende Parallele: Zur gleichen Zeit wie die Assafs begann ein weiteres deutsch-libanesisches Paar sein gemeinsames Leben in Beirut, wurde ebenso vom unerwarteten Krieg gebeutelt, mußte sich ebenso bewähren und ein anderes als das erwünschte, erträumte Leben führen – ein Schicksal, von dem ich ebenfalls im Goethe-Institut erfuhr: das von Barbara Kassir, der Bibliothekarin der Rue Bliss, einem weiteren guten Stern über meiner Begegnung mit dem Land, und ihrem Mann Majid, dem großartigen, so tollkühnen wie lebensklugen Filmemacher, der während des Kriegs die lebensgefährlichen Dreharbeiten für die deutschen Fernsehsender leistete, während deren Korrespondenten sich an der Bar der Grand Hotels langsam betranken. Barbara und Majid – ein vollkommen anderes Paar als die Assafs, auch sie die Helden eines abenteuerlichen, eines dramatischen Romans von antiker Wucht, Traurigkeit und Schönheit, den der Libanon noch bei mir gut hat. Von Anfang an wurde Yussuf Assaf für mich zum natürlichen Antipoden meines eigentlichen libanesischen Mentors, des großen Lyrikers Abbas Beydoun, der mein Partner in jenem verdienstvollen, von Navid Kermani ersonnenen Austauschprojekt des „West-östlichen Divans“ war. Ich könnte sagen, es gab zwei Länder, die ich kennenlernte, den Libanon Beydouns und den Libanon Assafs. Wobei hinzuzufügen ist, daß der Libanon von Simon Yussuf Assaf vielleicht ausschließlich in Simon Yussuf Assaf existierte, was ihn aber nicht weniger wirklich machte.

Der atheistische Schiit Beydoun, der während des Bürgerkriegs zweimal im Gefängnis gesessen hatte, der die linken, panarabischen, propalästinensischen politischen Träume seiner Jugend ebenso abgelegt hatte wie jegliches rhapsodische Pathos der arabischen Lyrik in seinen Gedichten, gab mir einen politisch-historischen Kursus in illusionslosem Realismus und erklärte mir die in Haßliebe ausgelebten jahrhundertealten Verflechtungen des „Orients“ mit dem Westen.

Assaf dagegen hat Edward Saids „Orientalism“ vielleicht nie gelesen, jedenfalls war „Orient“ für ihn kein Schimpfwort, kein kolonialistischer Import, sondern so etwas wie die blaue Blume des Novalis: eine uralte Kulturregion, ein balsamduftender Hort von Glauben und Poesie, ein Marktplatz der Buchreligionen, von denen seine die christliche war, was ihn nicht

daran hinderte, seine muslimischen Nachbarn und ihren Glauben zutiefst zu respektieren. „Priester“ wird er in seinem Heimatdorf von Christen wie Moslems noch heute genannt, und die christlichen Tugenden, die er lebt, konnte auch der Horror des Kriegs nicht erschüttern. In gewisser Hinsicht vielleicht auch deshalb, weil Yussuf Assaf mit einer Facette seines Wesens nie im 20. Jahrhundert angekommen ist, sich dessen häßlicher Fratze immer verweigert hat. Und doch ist dieser verträumte Mann während des Krieges zu einem Muster an Zivilcourage und Anstand geworden. In meinem Reisetagebuch beschrieb ich, *wie Assaf, mit seinem Auto aus Jounieh kommend, täglich vom Panzerwagen über die Greenline gebracht wurde in den heißen Phasen des Kriegs, um hinüber in den moslemisch kontrollierten Westen zu gelangen (er, der maronitische Christ), bis zum Goetheinstitut, das dank ihm als einziges westliches Kulturinstitut geöffnet blieb alle fünfzehn Kriegsjahre hindurch, auch als die Zentrale längst alle deutschen Mitarbeiter aus Sicherheitsgründen abgezogen hatte und die „Eingeborenen“ sich selbst überließ.*

Warum, so fragte ich mich damals, hatte Yussuf Assaf jahrelang das Goethe-Institut als einziges internationales Kulturinstitut offengehalten, unter Lebensgefahr, und noch lange, nachdem alle Deutschen längst getürmt waren. *Warum auf die Gefahr hin, zu sterben und seine Frau alleine zurückzulassen? Aus Idealismus? Aus Liebe zur Kultur? Aus Pflichtbewußtsein, das er in Deutschland schätzen gelernt hatte?*

Heute glaube ich, es geschah aus Liebe zur deutschen Kultur. Und die konnte vielleicht nur deshalb auf diese Weise produktiv werden, weil Assaf eben kein Deutscher ist.

Die Geschichte der Psychopathologie der Deutschen nach 1945 muß noch geschrieben werden, die Geschichte eines Volks, dem seine (Un)Taten wie seine Leiden langnachwirkende Traumata bescherten, die zu individuellen wie kollektiven Selbstabschaffungspsychosen geführt haben. Dieses zutiefst gestörte nationale Selbstgefühl – dessen positive Kehrseite ein allgemein gewordenes Mißtrauen gegen die chauvinistischen Popanze ist, die unsere europäischen Nachbarn alle noch pflegen, weit weniger interessiert an ehrlicher Auseinandersetzung mit ihren nationalen Lebenslügen als wir, wie sie sind – dieses gestörte nationale Selbstbewußtsein also, wie sollte es nicht auch seinen Einfluß gehabt haben auf das Kulturinstitut, dessen Aufgabe es ist, auf der ganzen Welt das Interesse an unserer Sprache und unseren Künsten zu fördern, und dessen Schicksal es ist, ein Spiegel des nationalen Selbstverständnisses zu sein.

Vielleicht brauchte es einen Fremden, einen naiven Träumer und Utopisten wie Yussuf Assaf, dessen Bewunderung für das Land der Dichter und Denker von einst und den Hort des Friedens und der Weltliteratur im goetheschen Sinne, als der es heute in der Region gesehen

wird, so ungetrübt war, daß sie große persönliche Opfer rechtfertigte, um mitten im zerstörerischen Bruderkrieg das Goethe-Institut in Manara am alten Leuchtturm für die Beiruter zum Symbol für die Beständigkeit von Kultur werden zu lassen und für die Hoffnung, die von ihr ausstrahlt.

Mögen der alte Philemon und seine Baucis Ursula für die Gastfreundschaft, die sie im Namen des Goethe-Instituts gewährt haben, von den Göttern belohnt werden, wie es Ovid geschildert hat.